

# Kunst in der Provinz ; Mutiger "Blickwechsel" Heinrich Danioth und Maria Zraggen

Autor(en): **Bugmann, Urs**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art**

Band (Jahr): - **(2009)**

Heft 1-2: **Kunst in der Provinz 2 = L'art en province 2 = Arte in provincia 2**

PDF erstellt am: **14.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-624230>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# KUNST IN DER PROVINZ MUTIGER «BLICKWECHSEL» HEINRICH DANIOTH UND MARIA ZGRAGGEN

50

*Urs Bugmann* Provinz ist eine Frage der Perspektive. Erst der Blick aus den Zentren schafft sie, im Betonen von Distanz und Unterschied. Aus der Nähe betrachtet wird Provinz das Zentrum, erhält das Beharren auf dem Unterschied seine eigene Qualität. Doch erst im Gegen-einander von Distanz und Nähe gewinnen Provinz wie Zentrum ihr Unvergleichliches, hebt sich das Gefälle von Macht und Bedeutung auf in einem Prozess von gegenseitigem Erhellen und Erkennen.

Die Erfahrung macht jeder, der aus der Provinz weggeht und das Eigene und Vertraute verliert. Heinrich Danioth, 1925 als Meisterschüler von August Babberger nach Karlsruhe gekommen, sah sich in der «Zugluft», die ihm «aus den Toren der Kunst» entgegenstürmte, um jeden Halt gebracht: «Mein Ich zerfließt, zerschmilzt. Ich finde keine Grenze, keinen Rahmen.» In seiner eigenen provinziellen Welt waren ihm die Berge Grenze und Rahmen. Zurückgekehrt war sein Blick in die vertraute Landschaft klarer. Er betonte die Formen, stilisierte zur Geometrie hin und schuf lichte Bilder, wie sie nur der in der Distanz geschärfte Blick, die reduzierende Erinnerung zuwege bringt. Erst das Spätwerk gibt die Distanz wieder auf. Aus aller Nähe schildert der Maler die Menschen in ihrer engen Umgebung, den Holzfäller im Wald, den Jäger in seiner Hütte. Die räumliche Weite ist einer Öffnung ins Mythische gewichen, nicht Form, sondern Bedeutung gibt den Bildern ihr Eigenständiges. Das grössere Es, die Allgegenwart des Numinosen gibt den porträtierten, in ihrem Leben beobachteten Menschen ihren kräftigen Ausdruck.

Heinrich Danioth orientierte sich in jüngeren Jahren an den Bildstrukturen Ferdinand Hodlers und lässt in seiner Malerei Züge der expressionistischen

Moderne erkennen. Eine zur Abstraktion neigende Darstellung führt das Konkrete ins Symbolistische hinein und findet ein Gleichgewicht zwischen Abbild und Zeichen. In der Rezeption wurde lange das Abbild ohne das Zeichen wahrgenommen. Der Maler wurde mit seinen Darstellungen der Berglerwelt auf seine enge und nahe Welt festgelegt und in der Provinz festgenagelt. «Man hat mich eigentümlicherweise», schrieb er 1946 in einem Brief, «zum Heimatmaler gestempelt, und doch möchte ich alles andere sein als nur der Urner. Ich spüre den Weiten des Menschlichen nach.»

Ihn gerade nicht als «Heimatmaler», in der Provinz verbliebenen Provinzler zu sehen, dazu gibt die Ausstellung, die Barbara Zürcher zusammen mit Beat Stutzer im Haus für Kunst Uri in Altdorf eingerichtet hat, gute Gelegenheit. Das Haus erhielt einen Anbau, der künftig dem Werk von Heinrich Danioth eine dauernde Präsenz sichert. Die neuen Räume sollen in wechselnder Auswahl Danioths Schaffen neben und unabhängig von den Ausstellungen aktueller Kunst sichtbar halten.

Die Eröffnungsausstellung dieses Danioth-Pavillons wagt für einmal das Mit- statt des Nebeneinanders, die Konfrontation von Danioths Werk mit Arbeiten der 1957 geborenen Urner Künstlerin Maria Zraggen. Mit Danioth teilt sie die Erfahrung des Zurückkehrens: Von 1982 und 1995 lebte sie in England. 1995 richtete sie sich in einem «Bergheimetli» in Bürglen ein, das ihr seither Lebens- und Arbeitsort ist.

Wenig verbindet auf den ersten Blick die Bildsprachen Heinrich Danioths und der fünfzig Jahre später geborenen Maria Zraggen. Doch in der Sensibilität, die beider Umgang mit Farbe verrät, treffen sie sich. Und



Heinrich Danioth: «Heiligabend», 1943, Aquarell auf Papier, 49,8x70 cm, Foto: F. X. Brun



Maria Zraggen: O.T., 2008, Acryl auf Leinwand, 105x100 cm, Foto: F. X. Brun

wie einst Danioth durch formale Strukturierung nach einem eigenen Weg zwischen realistischer Natur- und Landschaftsdarstellung und abstrakter Komposition suchte, so gilt Zraggens Suche einem gültigen Ausdruck für Erfahrungen und Empfindungen, der sich gegen die Bilderflut zu behaupten vermag. Im Verweigern des Abbildes gibt es dennoch ein Bild, das durch seine Intensität das Gesehene unverbraucht erfahren lässt. Das verhindert nicht die Anlehnung an konkrete Bildgegenstände, vermeidet aber jedes vorgeformte Stereotyp. Die Aufmerksamkeit zu wecken, die Wahrnehmung zu schärfen, dem wendet sich das Interesse der Künstlerin zu, nicht dem beruhigenden Wiedererkennen.

Für die Ausstellung ihrer eigenen Arbeiten in unmittelbarer Nachbarschaft zu den Bildern von Heinrich Danioth hat Maria Zraggen eine bewusste Auswahl getroffen. Keine der Begegnungen zwischen den beiden Künstlern ist zufällig. Zraggen hat mit einem Modell der Räume und Reproduktionen der Bilder gearbeitet. Und eigens für diesen «Blickwechsel», wie die Ausstellung beziehungsreich heisst, hat sie Installationen, räumliche Bilder geschaffen.

Umgeben von Landschaften steht ein grosses Farbobjekt von unregelmässiger Form als erratischer Block in einem der Räume. Farbe wird hier zum Körper, der Körper zu einem Raummass. Die Bezüge der Farbflächen zueinander werden fassbar als ein Verhältnis von Volumen und Formen. Zwischen dem Objekt von Maria Zraggen und den Bildern von Heinrich Danioth ergeben sich Parallelitäten durch Übereinstimmungen bestimmter Farbnuancen oder durch Formanklänge. Dem stehen Differenzen gegenüber, die jedes der Werke für sich auszeichnen.

Ohne den Eindruck entstehen zu lassen, die Künstlerin imitiere bloss eine Landschaftsdarstellung, weckt das wandhohe Raumbild im zweiten Saal des Danioth-Anbaus das Interesse für die Gliederung der Farbäume und die plastischen Raumlinien in dieser Arbeit wie in den Malereien Danioths. Der Umgang mit Volumen und Raum in seinen Berg- und Waldlandschaften wie in den Innenräumen drängt sich anders ins Bewusstsein durch die Gegenüberstellung von Installation und Tafelbild.

Eine solche Begegnung über mehr als eine Generation hinweg braucht Mut. Und es braucht dazu zwei Künstler, deren Werke über die Kraft verfügen, diese Konfrontation zu bestehen, um daraus Gewinn und Erkenntnis zu ziehen. Heinrich Danioth erweist sich in dieser fruchtbaren Gegenüberstellung – gegen seine schwer zu überwindende Festschreibung als Urner «Heimatmaler» – als ein zukunftsgerichteter Künstler, der aus der aufbrechenden Moderne den Pioniergeist übernahm, die Welt, in der er lebte, in bahnbrechenden Formen und Bildfindungen weniger zu schildern als zum Zeichen zu gestalten, das für existentielle Erfahrung und für die noch ungeahnten Entdeckungen des Sehens steht.

Maria Zraggen ihrerseits erweist sich in diesem «Blickwechsel» als überaus starke Künstlerin, die ebenso impulsiv und frei aufbricht, um die herkömmlichen Bildvorstellungen hinter sich zurückzulassen und gegen die Bilderflut und Beliebigkeit allgegenwärtiger Nachbilder in Installation und Bild eine künstlerische Sprache zu finden, die das Sehen zum unmittelbaren Ereignis der Wahrnehmung macht.